

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 17

Artikel: Einer Mutter Sohn [Fortsetzung]
Autor: Viebig, Clara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669558>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXV. Jahrgang

Zürich, 1. Juni 1932

Seite 17

Die Botschaft des Waldes.

Ich schreite dämmernden Wiesen entlang,
Ferne rauscht der Waldgesang,
Von harschen Winden hergeweht
Tönt mir im Herzen sein Nachtgebet.
Tausend Wipfel tun mir kund,
Brausend, und doch mit einem Mund:
Ich steh allhier und halte Wacht,
Ich zeuge für Gott, der mich gemacht,
Der mich aus Moder und Staub erhob
Zu seinem Preis, zu seinem Lob.
Ich bin sein Haus seit ewiger Zeit,
Meine Hallen sind kühl, meine Hallen sind weit,
Und werfen mich nieder Sturm und Beil,
Ich grüne wieder, bin stark und heil. —
Das Wunder schläft unter meinem Dach,
Ich ruf' es am frühen Morgen wach
Mit Laubengurren und Drosselschlag,

Es atmet den jungen Sommertag;
Ich heg' es in meinem Gnadenschöß,
Des Zaunkönigs Brut ist's, arm und bloß,
Es ist der Schattenblume Rauch,
Die Honigbeere am dürst'gen Strauch,
Das Füchlein, das sein Gehecke säugt,
Die Rehgeiß, die aus dem Dunkel äugt,
Es ist des verschlafenen Weiher's Grün,
Der Immen Fest, wenn die Lannen blühn. —
Ich bin der Verfolgten Schlupf und Ziel,
Ich schütze der Liebe heimlich Spiel;
In der Winterstürme graulicher Wut
Nähr' ich des Lebens heilige Glut.
Ich bin der Garten Einsamkeit,
Mit tiefem Trost zu trösten bereit;
Alle Unrast und Not der Welt
Branden ab an meinem Zelt. Alfred Suggenberger.

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

Aber am Morgen, als der Sand des Grunewalds all den Regen in sich geschluckt hatte, und vom befreienden Gewitter der Nacht nichts übrig war als ein etwas frischeres Grün des Rasens, ein stärkeres Duften der Kiefern, viel abgeschlagene Eichen und Kastanien am Promenadenweg, dachte Wolfgang doch wieder anders. Der Tag war schön; er konnte schwimmen, reiten, ein bißchen ins Kontor gehen,

essen, trinken, Tennis spielen, sich zum Abend irgendwohin verabreden — es gab ja so viele Orte, an denen man sich amüsieren konnte —, warum sollte er sich und am Ende dem Vater auch den schönen Tag verderben? Er schob jeden ernstern Gedanken als lästig weit von sich. Aber in seiner Seele war doch eine Unruhe. Er suchte sich zu betäuben.

Heute abend schließ Käte nicht so rasch und

sanft ein wie am gestrigen Abend; wenn sie sich's auch selber geschworen hatte, nicht mehr aufzusitzen und auf ihn zu warten, schlafen konnte sie doch nicht, wenn er nicht zu Hause war. Wie damals hörte sie die Uhren gehen, schreckhaft laut; durch die Stille des Hauses drang jedes noch so leise Geräusch verstärkt an ihr lauschendes Ohr. Sie würde ihn hören, sie mußte ihn ja hören, sowie er nur den Schlüssel unten in die Haustür steckte!

Aber sie hörte nichts, solange sie auch wach lag und horchte. Die Stunden schlichen, der Tag graute, durch einen Spalt der geschlossenen Läden hindurch stahl sich ein daumenbreiter falber Schein; sie sah ihn an der Wand, ihrem Bett gegenüber. Der Schein wurde tiefer nach und nach, bestimmter in der Farbe, bekam ein warmleuchtendes, sonniges Rotgold. Es kündete kein Haushahn mit triumphierendem Schrei den neuen Tag, es lag das Haus so still, so stumm der Garten, aber jener Schein dort, der verriet den Morgen. — — —

Sie mußte doch geschlafen haben, ohne daß sie es wußte: wie, schon der Morgen da?! Nun war sie auch sicher, daß er längst zu Hause war, sie hatte sein Kommen eben überhört. Das beruhigte sie. Aber sie zog sich doch eilig an, flüchtiger als sonst, und sie konnte es doch nicht lassen, ehe sie zum Frühstück hinunterging, an seiner Türe stillzustehen und zu lauschen. Er war noch nicht auf — natürlich noch nicht, er war ja so spät nach Hause gekommen — noch schlief er! Sie konnte einmal heimlich nach ihm sehen. Sie trat ein, aber er schlief nicht.

Mit ganz wirren Augen blickte die Frau aufs Bett — da stand es, aufgeschlagen, einladend weiß und behaglich, aber er lag nicht darin. Das Bett war gar nicht berührt! Leer das Zimmer!

Da erstarrte ihr das Herz in eisigem Schreck: sie hatte doch nicht geschlafen, sie hatte sein Kommen doch nicht überhört! Dazumal war er gekommen — betrunken freilich, aber er war doch noch nach Hause gekommen —, dieses Mal nicht mehr!

3

„Wolfgang wieder nicht da?“ sagte Schlieben, als er zu seiner Frau ins Zimmer trat. „Ins Geschäft kommt er auch so wenig; sie behaupten zwar immer, gerade wäre er dagewesen — warum hält er aber nicht dieselbe Geschäftszeit ein wie ich?! Wo ist er denn?!“ Er sah seine Frau fragend und ungeduldig an.

Sie zuckte die Achseln, und das Abendrot,

das im Scheiden noch einen letzten Schimmer durch das hohe Fenster warf, gab ihrer Wange ein überhushendes Rot. „Ich weiß es nicht,“ sagte sie leise. Und dann sah sie verloren hinaus in den Herbstabend, daß der Mann fühlte, sie war mit ihren Gedanken ganz abwesend, die irrten draußen suchend umher.

„Käte“, sagte er ein wenig empfindlich, und der Ärger, den er über des Sohnes Abwesenheit empfand, mischte dem Ton noch eine besondere Schärfe bei, „ich bin eben aus der Stadt nach Hause gekommen — müde, hungrig, es ist ja schon acht Uhr — wir wollen essen. Und nicht mal ein freundliches Gesicht?!“

Sie stand rasch auf, um nach dem Abendbrot zu klingeln, und versuchte zu lächeln. Aber es wurde kein rechtes Lächeln.

Er sah's, und das verstimmte ihn noch mehr. „Laß nur, laß! Tu' dir keinen Zwang an!“ Müde setzte er sich zu Tisch. Aber sein Hunger schien doch nicht so rege zu sein, denn als die Speisen aufgetragen waren und vor ihm dampften, langte er nur lässig zu und aß lässig, ohne zu wissen, was.

Das Esszimmer war viel zu groß für die zwei einsamen Menschen; ungemütlich leer erschien heute an dem kühlen Herbstabend der schöne Raum. Fröstelnd schauerte die Frau zusammen.

„Wir müssen die Heizung in Gang bringen lassen,“ sagte der Mann.

Das war das einzige, was während des Essens gesprochen wurde. Nachher stand Schlieben auf, um in sein Arbeitszimmer hinüberzugehen. Dort wollte er rauchen, dort war's kleiner, gemütlicher; er bemerkte es nicht, daß seine Frau ihn förmlich mit den Blicken verfolgte.

Wenn Paul ihr doch nur sagen möchte, was er von Wolfgangs Ausbleiben dachte! Wo Wolfgang nur wieder sein mochte?! Sie vertiefte sich ganz in ihre suchenden, irrenden Gedanken und merkte es kaum, daß sie allein blieb in dem kalten, leeren Zimmer.

Sie hatte ein Buch vor sich liegen, ein Buch, das alle Welt interessant fand — eine Bekannte hatte ihr gesagt: ‚Ich konnte gar nicht aufhören damit, ich hatte so viel im Kopf, aber ich habe alles darüber vergessen‘ —, sie vergaß nichts darüber. Wie in einem großen Kummer, der dumpf macht, fühlte sie sich. Noch stumpfer, abgestorbener gegen alles Äußere wie damals nach dem Tode ihres Vaters und ihrer Mutter. Gerade in diesen Trauerjahren hatte sie so viel

gelesen, so mit besonderem Interesse, als seien ihr alte Dichtwerke neu geschenkt und neue eine tröstende Offenbarung. Nun konnte sie nichts lesen, den Gedanken eines andern nicht folgen. Sie klebte an ihren eigenen Gedanken; ihr Auge überflog wohl die Seite, aber wenn sie unten angelangt war, wußte sie nicht, was sie gelesen hatte. Es war ein unerträglicher Zustand. Ach, wie gern, wie gern wollte sie sich für etwas interessieren! Was gäbe sie darum, könnte sie doch einmal recht herzlich lachen; früher hatte sie nie die gleiche Sehnsucht gehabt nach Trohsinn, Heiterkeit und nach Humor. Ach, welche Er-lösung wäre es für sie gewesen, hätte sie lachen und weinen können! Jetzt konnte sie nicht lachen, aber — ach! — auch nicht mehr weinen, und das war das schlimmste: ihre Augen blieben trocken. Jedoch innerlich brannten die un-geweihten Kummertränen und fraßen an ihrem Leben mit dem unbergoffenen salzigen Naß.

Nein, der Tod war das Schrecklichste nicht! Es gab Schrecklicheres. Es war schrecklich, wenn man sich sagen mußte: all dein Leid hast du dir selber heraufbeschworen. Warum ließeest du dir nicht genügen, warum mußtetest du erzwingen, was die Natur dir versagte?! Es war schrecklicher, wenn man fühlte, wie häusliches Glück, eheliches Glück, Liebe, Treue, Einigkeit, wie all das, was zwei Menschen innig zusammenhält, ins Wanken geriet — fühlte sie's denn nicht alle Tage, wie ihr Mann kälter und kälter wurde, und wie auch sie gleichgültiger gegen ihn ward?! Ach, der Sohn, dieser Dritte, der brachte sie zwei auseinander! Oh, wie kläglich fielen alle ihre Theorien von Erziehung, Beeinflussung, vom Geborenwerden im Geiste über den Haufen! Wolfgang war doch nicht das Kind, in dem sie beide sich mit Leib und Seele einten — er war und blieb fremdes Blut. Und er hatte eine fremde Seele. Armer Sohn!

Im Herzen der Frau, die tage-, wochen-, monate-, die jahrelang nichts als Bitterkeit und Kränkung, sogar manchmal etwas wie Empörung gegen den empfunden hatte, der ihre Lage also verstärkte, keimte plötzlich ein einsichtsvolles Mitleid. Wie konnte sie ihm, den es nicht mit hundert Banden ans Elsternhaus fesselte, so sehr zürnen?! Es war eben nicht sein Elsternhaus. Unbewußt mochte er es fühlen, daß der Boden hier für ihn nicht Heimatboden war — nun suchte er, nun irrte er!

Den Kopf schwer in die Hände stützend, grübelte Klara: was sollte sie beginnen? Sollte sie

ihm gestehen, woher er kam? Ihm alles erzählen? Vielleicht daß es dann besser wurde! Ach, würde es besser, so würde sie gern alles tun! Aber ach, es war so schwer! Doch es mußte sein. Sie durfte nicht länger schweigen! Sie fühlte ihr zitterndes Herz erstarken in einem festen Entschluß: wenn er nach Hause kam, würde sie sprechen. Was sie gehütet hatte als größtes Geheimnis, über dem sie zitternd gewacht hatte, was ihr, wie sie glaubte, nichts hätte entreißen können, das war sie nun bereit, freiwillig zu offenbaren. Sie mußte. Wie konnte es sonst je besser werden, wie je zu gutem Ende kommen, überhaupt zu einem Ende?!

Mit inbrünstigem Suchen schauten ihre Augen um sich; es war ein angstvolles Blicken in ihnen. Aber da war kein andrer Ausweg. Mit einer Entschlossenheit, deren Klara Schließen vor einem Jahr noch nicht fähig gewesen wäre, bereitete sie sich auf das Geständnis vor. Einen Augenblick kam ihr der Wunsch, sich Paul zu Hilfe zu rufen. Aber rasch verwarf sie den Gedanken — hatte er denn Wolfgang je so geliebt wie sie? Es würde ihm vielleicht gleichgültig sein. Oder nein, es würde ihm vielleicht ein Triumph sein, er war ja immer anderer Meinung als sie gewesen. Und dann, noch eins! Er könnte ihr damit vielleicht zuvorkommen, es selber Wolfgang sagen, und das durfte nicht sein. Sie, sie allein durfte das mit all der Liebe, deren sie noch fähig war, damit er's weich hörte, schonend und zart!

Haftig lief sie hinüber in ihren Salon. Da bewahrte sie in ihrem Schreibtisch seinen Taufschein und die Abtretungsurkunde aus seinem Heimatdorf; diese Papiere hatte sie selbst ihrem Manne nicht anvertraut. Nun holte sie sie hervor und legte sie bereit. Sie würde ihm doch zeigen müssen, daß alles sich so verhielt, wie sie sagte!

Die Papiere knitterten unter ihren zitternden Händen, aber sie zwang ihre Aufregung nieder. Ruhig mußte sie sein, ganz ruhig und verständig; in vollem Bewußtsein dessen, was sie tat, das Luftschloß umstoßen, das sie sich erbaut hatte und das nicht so geworden war wie in ihren Träumen. Aber wenn auch dieses Luftschloß zusammenfiel, konnte nicht aus seinen Trümmern etwas gerettet werden, doch noch etwas Gutes erstehen?! Er würde ihr ja dankbar sein, er mußte ihr ja dankbar sein. Und das war das Gute!

Sie faltete die Hände über den Dokumenten aus grobem Papier, und aus ihrer Brust stie-

gen bebende Seufzer, die wie flehende Gebete waren. Gott hilf, Gott hilf!

Wenn er sie aber nun nicht richtig verstünde, wenn sie vielleicht nicht die Worte fand, die man finden mußte?! Wenn sie ihn dadurch verlieren würde?! Ein Schreck überfiel sie, sie erblaßte und griff tastend um sich, wie jemand, der eine Stütze braucht; aber sie hielt sich aufrecht: dann lieber ihn verlieren, als daß er sich verlor!

Denn — und Tränen, wie sie sie lange, lange nicht mehr hatte vergießen können, tropften ihr erlösend aus den Augen — denn sie liebte ihn doch noch, liebte ihn mehr, als sie es selber für möglich gehalten hätte.

So wartete sie auf ihn. Und wenn sie warten sollte bis morgen früh, und wenn er wieder betrunken nach Hause käme — betrunken noch als das erstemal — sie würde ihn doch erwarten. Heut noch mußte sie es ihm sagen! Es brannte förmlich in ihr.

Schlieben war längst zur Ruhe gegangen; er war ärgerlich auf seine Frau, hatte nur flüchtig den Kopf in ihr Zimmer gesteckt, hatte genickt: „Gute Nacht“ und war hinaufgegangen. Sie aber ging mit langsamen Schritten unten im Zimmer auf und ab; das ermüdete sie körperlich, gab aber ihrem Geist Ruhe und dadurch Kraft. —

Als sei ihre zarte Gestalt gewachsen, so gerade und aufrecht trat sie in der Vorhalle Wolfgang entgegen, als sie ihn hatte die Haustür schließen hören. Das Haus schloß mit allen, die darinnen waren, nur er und sie waren noch wach; so allein, so ungestört waren sie sonst nie mehr auf der Welt. Jetzt galt's!

Und sie gab ihm die Hand, wie sie es sonst nicht getan hätte, wäre er so spät gekommen — Gott sei Dank, er war nicht betrunken! — und näherte ihr Gesicht seinem Gesicht und küßte ihn auf die Wange: „Guten Abend, mein Sohn!“

Er war wohl etwas verdutzt über diesen Empfang, aber seine dunkelumrandeten und tiefliegenden Augen sahen gleichgültig an ihr vorbei.

Er war entsetzlich müde — man sah es ihm an — oder war er krank?! Aber das würde ja alles, alles nun bald besser werden! Mit erwachter Hoffnungsfreudigkeit ergriff Räte wiederum seine Hand und zog ihn hinter sich her in ihr Zimmer hinein.

Er ließ sich ziehen, ohne zu widerstreben, er fragte nur gähmend: „Was ist denn los?“

„Ich muß dir etwas sagen!“ Und dann, rasch, als könne er ihr entgehen oder sie den Mut ver-

lieren, setzte sie hinzu: „Etwas Wichtiges — was dich betrifft — deine — deine Herkunft betrifft!“

Was sagte er nun — unwillkürlich hatte sie innegehalten — was würde er nun sagen?! Seine Herkunft, um die er geringen hatte, in Sehnsucht, in Kämpfen — ach, was waren das für Szenen gewesen! — nun wurde sie ihm offenbar.

Sie hatte sich unwillkürlich zu ihm geneigt, bereit, ihn zu stützen.

Da gähnte er wieder: „Muß es jetzt gerade sein, Mama? Morgen ist doch auch noch ein Tag. Ich bin nämlich todmüde. Gut' Nacht!“ Und er machte kehrt und ließ sie stehen und ging zum Zimmer hinaus und die Treppe hinauf und oben in seine Stube.

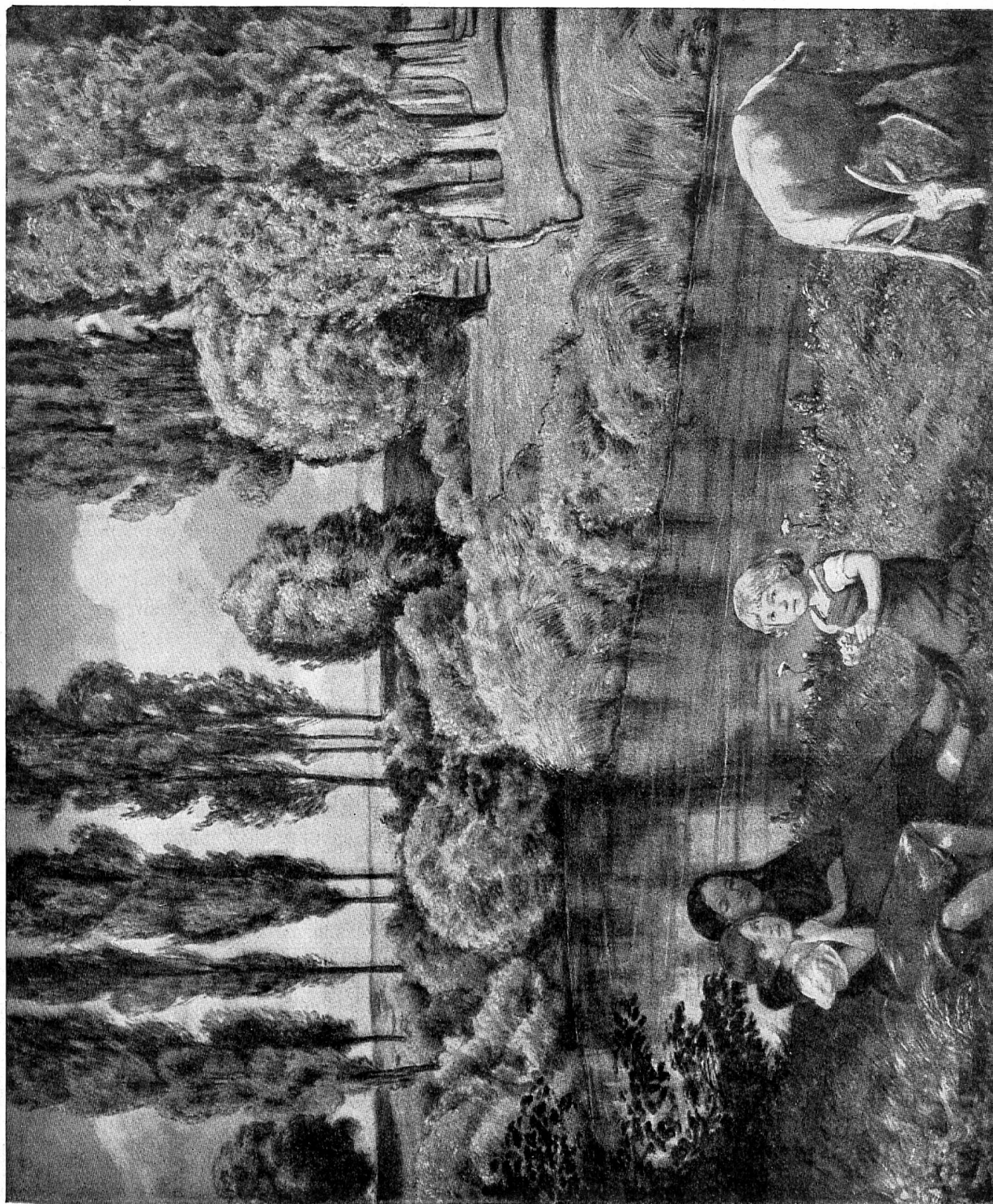
Sie stand ganz starr. Dann griff sie sich nach dem Kopf: was, was, sie hatte wohl nicht recht verstanden, war taub, blind, nicht ganz mehr bei sich?! Oder er war taub, blind, nicht mehr ganz bei sich! Sie war ihm entgegengetreten, das Herz auf den Lippen, sie hatte die Hand ausgestreckt, sie hatte ihm von seiner Herkunft sprechen wollen — und er?! Er hatte gegähnt — war gegangen, es interessierte ihn augenscheinlich gar nicht. Und hier, hier, in diesem selben Zimmer — noch nicht vier Jahre waren's her — fast auf diesem selben Fleck, da hatte er doch gestanden im schwarzen Einsegnungsrock — fast so groß schon wie jetzt, nur runder, kindlicher von Gesicht — und hatte laut aufgeschrien: „Mutter, Mutter, wo ist meine Mutter?!“ Und jetzt wollte er nichts mehr wissen —?!

Es konnte nicht sein, sie hatte ihn wohl nicht recht verstanden oder er sie nicht! Sie mußte ihm nach, gleich auf der Stelle! Ihr war, als dürfte sie keine Minute versäumen.

In ihrem grauen Kleid huschte sie lautlos die Treppe hinauf; im matten Licht, das die elektrische Birne an die Treppenwand warf, sah sie ihren gleitenden Schatten, aber sie lächelte: nein, sie war nicht die Sorge mehr, die da so gespenstisch glitt! In ihrem Herzen war lauter Freudigkeit, Hoffnung und Vertrauen: sie brachte ihm ja Gutes, nur Gutes!

Ohne anzuklopfen trat sie in seine Tür, in aller Eile, ohne Überlegung. Er lag schon in den Kissen, gerade hatte er das Licht auslöschten wollen. Nun setzte sie sich auf seinen Bettrand.

„Wolfgang,“ sprach sie weich. Und als er sie verwundert, ein wenig befremdet, fast unfreund-



Siam: Frühjommer am Bach.

lich ansah, klang es noch weicher: „Mein Sohn!“

„Ja — was ist denn nun schon wieder?“

Er war wirklich ärgerlich, sie merkte es an seinem ungeduldigen Ton, und da sank ihr plötzlich der Mut: ach, wenn er sie so ansah, so kalt, und wenn sein Ton so abwehrend klang, wie war es da schwer, das richtige Wort zu finden! Aber es mußte sein, er sah ja so bleich aus, und so mager war er, sein rundes Gesicht war förmlich lang geworden! Was ihr vorhin schon aufgefallen war, fiel ihr jetzt doppelt auf, und sie bekam einen großen Schreck. „Wolfgang“, sagte sie hastig, fast mit Angst seinen Blick vermeidend — oh, wie anklagend würde der sein, wie vorwurfsvoll, und berechtigt vorwurfsvoll! — „ich muß es dir endlich sagen — es ist besser — es wird dich ja auch weiter nicht verwundern — erinnerst du dich noch jenes Sonntags — es war der Tag deiner Konfirmation — da — da fragtest du uns —“

Ach, wieviel Vorreden mußte sie doch machen! Sie hieß sich selber feige; aber es war so schwer, so unsäglich schwer!

Mit keinem Laut unterbrach er sie, er fragte nicht, er seufzte nicht, er rührte sich nicht einmal.

Sie wagte nicht, ihren Blick, der, starr und geradeaus gerichtet, an einem Punkte hing, nach ihm zu wenden. Sein Schweigen war schrecklich, schrecklicher als sein Aufbrausen! Und sie schrie es laut heraus mit verzweifelter Entschlossenheit: „Du bist nicht unser Sohn, nicht unser eigner Sohn!“

Er sagte noch nichts; antwortete durch keinen Laut, durch kein Sichrühren. Da wendete sie den Blick nun doch nach ihm. Und sie sah, wie die Lider ihm über die müden, schon halb verglasten Augen fielen, wie er sie mühsam wieder aufriß und sie doch wieder herabsanken, kurz, wie er mit dem Schlaf rang.

Er konnte schlafen, während sie ihm dieses — dieses sagte?! Eine furchtbare Ernüchterung kam über sie, aber sie packte ihn doch am Arme und rüttelte ihn, während ihr die eignen Glieder wie in Fieberschauern bebten: „Hörst du — hörst du's denn nicht?! Du bist nicht unser Sohn — nicht unser eigner Sohn!“

„Ja, ich weiß,“ sagte er müde. „Laß, laß!“ Abwehrend bewegte er die Hand.

„Und das —“ eine völlige Fassungslosigkeit machte sie stammeln wie ein Kind — „das berührt dich nicht? Das — das läßt dich so kalt?!“

„Kalt?! Kalt?!“ Er zuckte die Achseln, und

in seinen müden, glanzlosen Augen fing es an ein wenig zu funkeln.

„Kalt?! Wer sagt dir, daß es mich kalt läßt — kalt gelassen hat?“ verbesserte er sich rasch. „Aber ihr habt ja nicht danach gefragt. Nun will ich nichts mehr davon hören. Nun bin ich müde. Ich will schlafen!“ Er drehte ihr den Rücken, kehrte das Gesicht gegen die Wand und rührte sich nicht mehr.

Da stand sie — er schlief schon, oder wenigstens schien er zu schlafen. Ein paar Minuten noch verweilte sie bang — würde er, mußte er sich nicht wieder nach ihr wenden: ‚erzähle, jetzt höre ich!‘ Aber er wendete sich nicht.

Da schlich sie aus dem Zimmer wie ein armer Sünder. Zu spät, zu spät! Sie hatte zu spät gesprochen, und nun wollte er nichts mehr hören, nun gar nichts mehr davon wissen!

In ihre Seele schmerzten die Worte ‚zu spät‘ in ihrer stumpfen Trostlosigkeit wie eingebrannt.

Räte hatte nicht mehr den Mut, auf das, was sie Wolfgang in dieser Nacht hatte gestehen wollen, noch einmal zurückzukommen. Wozu auch? Sie hatte das lebhafteste Gefühl: ihm war nicht mehr beizukommen, nicht mehr zu helfen. Sie aber fühlte sich niedergedrückt wie durch eine unermessliche Schuld. Und das Gefühl dieser schweren Schuld machte sie milder gegen ihn, als sie es sonst gewesen wäre; es hieß sie, sein Tun und Lassen zu beschönigen, vor sich selber und vor ihrem Manne.

Schlieben war sehr unzufrieden mit Wolfgang. „Wenn ich nur wüßte, wo er sich immer herumtreibt! Er ist doch nachts zu Hause — wie?!“

Ein unwillkürlicher Laut seiner Frau hatte ihn unterbrochen, nun sah er sie forschend an. Aber sie verzog keine Miene, nickte nur: „Ja!“ Da verließ sich der Mann auf seine Frau. —

Nun waren die letzten Tage des scheidenden Herbstes da, die oft noch so warm sind und golden, goldener als der Sommer sie je gewährt. Um vor dem Winter sich noch einmal in Luft und Sonne zu baden, strömte alles hinaus in den Grunewald. Als sei alle Tage Sonntag, so drängten sich die Spaziergänger in Hundefehle und Paulsborn, bei Onkel Tom und in der alten Fischerhütte. Überall Lachen, oft auch Musik, und Mädchen in hellen Kleidern, in lekten, noch nicht ganz vertragenen Sommertoiletten. Kinder lärmten jetzt weniger durch den Wald als zur Sommerzeit, es dunkelte jetzt be-

reits zu früh; desto mehr Pärchen wandelten, denen der frühe und doch noch warme Dämmerchein köstliche Gelegenheit bot, ihre Zärtlichkeiten zu tauschen, und alte Leute, die noch einmal die Sonne genießen wollten, ehe vielleicht bald die Nacht für sie kam, der kein Morgen mehr folgt.

Schlieben hatte es in früheren Jahren immer verabscheut, an solchen Tagen, in denen es im Grunewald wimmelte, sein Haus und seinen Garten zu verlassen. Es war ihm unangenehm gewesen, den Staub des Gewühls zu schlucken. Jetzt war er weitherziger: warum sollten die Leute, die sonst immer in ihre engen Wohnungen gebannt waren, nicht auch einmal hier draußen sein und für Stunden wenigstens den Kiefernduft einatmen, den sie, die Bevorzugten, alle Tage genossen? Es war doch etwas Schönes darum, zu sehen, wie die Menschen sich freuen!

Sowohl aus eigenem Antrieb, wie um Räte zu zerstreuen, die ihm in letzter Zeit noch ernster und merkwürdig in sich gefehrt vorkam, bestellte er einen Wagen, einen bequemen Landauer, und fuhr mit seiner Frau spazieren. Sie fuhr die bekannten Straßen, die den Grunewald durchziehen, stiegen auch zuweilen aus, wenn der Wagen langsamer durch den Sand mahlte, und gingen auf dem, durch gefallene Nadeln glatt gemachten und festgetretenen Fußpfad ein Stückchen nebenher.

Sie kamen nach Schildhorn. Über dem Wasser lag roter Abendshimmer; die Sonne war nicht mehr im vollen Glanz zu sehen, ein dämmernder, melancholischer Friede lag über der Havel und den Kiefern. So tief hatte Räte dieser Wald noch nie gedeucht. Es fröstelte sie plötzlich: ah, dort drüben lag ja auch der Friedhof der Selbstmörder! Sie mochte nicht hinsehen, nervös preßte sie die Augen zu. Vor ihren Blicken hatte plötzlich ein junger Bursch gestanden — jung und frisch und doch schon verdorben — mancher Mutter Sohn!

Schauernd wollte sie rasch vorüber, und doch zog es ihren Fuß unwiderstehlich hin zu dem im Wehband eingehetzten Fleck. Sie konnte nicht anders, sie mußte stehenbleiben. Sinnend ruhte ihr Blick auf den so wenig schönen, ungepflegten Gräbern: ob sie denn Frieden gefunden hatten, die hier ruhten?! Ein paar grüne Zweige und ein paar Blümchen, die sie unterwegs gepflückt hatte, entsanken ihrer Hand. Der abendliche Wind wehte sie aufs nächste Grab; da ließ sie sie liegen. Ihr war unendlich weh ums Herz.

Paul rief: „Räte, so komm' doch! Der Wagen wartet ja längst auf uns!“

Bis tief ins Innerste war sie verstimmt. Befürchtungen und Ahnungen, von denen sie niemand sagen konnte, drangen auf sie ein. Wolfgang war leichtsinnig — aber schlecht?! Nein, schlecht war er nicht — noch nicht! O Gott, nein, das wollte sie doch nicht denken, schlecht nicht! Aber wie sollte es werden? Wie enden?! Gut konnte es nicht mehr werden, nie — wie sollte es auch?! Da müßten ja Wunder geschehen, und Wunder geschehen nicht mehr zu diesen Zeiten!

Helles Lachen schreckte sie auf. Im Restaurationsgarten waren alle Tische besetzt; hier war so viel Jugend, und so viel leichter Sinn, und hier waren so viele Liebespaare. Sie waren wieder in ihren Wagen gestiegen und fuhr jetzt langsam am Restaurationsgarten vorüber und sahen so all die hellen Blusen und die bunten Blumenhüte, all den Putz des kleinen Bürgerstandes.

Horch, wieder das helle Lachen! Ein lautes Mädchenlachen, so recht frei heraus, und nun ein: „Oho, fangt sie, kß, kß“ — bei dem Räte erstarrt den Atem anhielt. Sie wurde ganz schwach, alles Blut wich ihr vom Herzen fort: das war ja Wolfgang! Ihr Wolfgang!

Da sprang er in großen Sätzen hinter einem Mädchen her, das, aufjuchzend, vor ihm über den Weg floh und jenseits hinein in den Wald lief zwischen die Stämme. Er jagte hinter ihr drein. Einen Augenblick noch sah man das helle Mädchenkleid und Wolfgangs fliegenden Schatten um die Kiefern wischen, dann erblickte man nichts mehr von ihnen. Aber er mußte sie erreicht haben, man hörte jetzt ihr gellendes Aufkreischen und sein Lachen; beides trieb Räte das Blut in die Wangen. Das klang ihr beleidigend, klang ihr gemein. Also so, so weit war er gekommen, trieb sich hier mit solchen, solchen — Personen umher?! Aha, da kamen ja noch ein paar andre nach, die gehörten auch zur Gesellschaft! Ein vierschrötiger Mensch mit rotem, pauspäckigem, sehr erhitztem Gesicht lärmte mit Hallo hinter dem verschwundenen Paar drein, und ein schwächtiger Schlingel, der zuletzt kam, lachte so recht verschmitzt-spitzbübisch.

„Paul, Paul“, wollte Räte aufschreien, „Paul, sieh nur, sieh!“ Aber dann schrie sie doch nicht und rührte sich nicht. Da war ja nichts mehr zu ändern! Ganz stumm lehnte sie in ihrer Wagenecke: das hatte sie ja gewollt, sie durfte nicht klagen. Ach, hätte sie ihn doch gelassen, wo er

war! Jetzt mußte sie schweigen, beide Augen zu drücken, tun, als hätte sie nichts gesehen!

Aber alles war ihr verleidet. Und als ihr Mann ihr in einer Lücke der Kiefernwipfel den schwimmenden Mond im lichtgrauen Äther wies und rechts dabei den freundlichen, ruhig leuchtenden Stern, hatte sie auf sein entzücktes: „Ist das nicht schön?“ nur ein kühl-zustimmendes: „O ja!“

Das verstimmte ihn. Welche Freude hatte

sie sonst an der Natur gehabt, die größte und reinste Freude, nun auch das nicht einmal mehr! Auch dieses hin?! Alles hin! Er seufzte.

Und jedes von ihnen, in eine Ecke des Wagens gelehnt, verharrte in Schweigen. Mit trüben Augen schauten sie beide in die tiefer und tiefer sinkende Dämmerung. Es wollte Abend werden, der Tag — auch ihr Tag — hatte sich geneigt. —

(Fortsetzung folgt.)

Erkennen.

Du weißt von mancher Sommerstunde,
Sie ist verwelkt in Nacht und Not,
Und eine lang verklung'ne Kunde
Sind Venzeslied und Sonnenrot . . .

Nun spürst du wohl ein tief Erkennen
Vom Herbst und seinem leisen Schmerz.
Und doch: Der Liebe Kerzen brennen,
Und lichterheilig wird dein Herz.

Ernst Balzli.

Eine Wanderung im Nordwest-Winkel des Schwyzerländchens.

Ein Beitrag zur Heimatkunde der Zürichseegegend von Ernst Richard.

Reuchend und schnaubend, beim Manövrieren auf den Stationen auch mit gehörigem Geschüttel, trägt uns das Züglein der Wädenswil-Einsiedelnbahn den sonnenbeschienenen, fruchtbaren Berghang hinauf, der von der „Hohe Rone“ und „Gottschalkenberg“ sich zum Ufer des Zürichsees absenkt. Bei Frühlings-Blütenpracht eine Fahrt durch ein irdisch Paradies! An den Trümmern der einst mächtig stolz ins Land ausschauenden Feste „Alt-Wädenswil“ vorbei, wächst der Blick in die Tiefe und Weite zugleich. See und Gebirge gewinnen an Dimensionen, und nur die dunkle Hohe Rone mit ihrem so charakteristischen, jetzt mit Schnee bestreuten Streifband, hemmt das Auge nach Süden. Unten an ihrem Fuß, zu beiden Seiten der schäumenden Sihl erbaut, liegt der Kulminationspunkt der Bahn und der Ausgang zu unserer heutigen Wanderung — „Schindellegi“. 756 Meter kündigt die Tafel am Stationsgebäude. Eigentümlicher Name! Was hat er mit Schindeln zu tun? Viel, recht viel, das werden die folgenden Zeilen uns zeigen, denn er bedeutet nichts anderes als ein Lagerplatz für Schindeln und Schindelholz. Viele der sonnenverbrannten Häuschen des schmucken Ortes sind mit ihnen beschlagen, wenn auch die moderneren Steinhäuser nicht fehlen. Aber merkwürdig, nicht nur der Name, auch die Lage des Dörfchens! Als hätte die Natur in verschwenderischer Fülle noch einmal alle ihre Reize auf die-

sen Fleck Erde ausschütten wollen, liegt er just da, wo die lachende Zürichseegegend in den „Finsteren Wald“, in das ernste, tannenbewachsene Hochtal von Einsiedeln übergeht. Ein Gegensatz, wie er in die Augen springender kaum sonst irgendwo in unserem Lande gesehen werden kann.

Aber auch sonst ist die Lage des Ortes merkwürdig. Wenn's wahr ist: „Steter Tropfen höhlt den Stein,“ so ist dies Wort hier an der Schindellegi zu Schanden geworden. Seit Jahrtausenden wälzt die tosende Sihl ihre Fluten gegen den Felsdamm, auf dem der Ort sich aufbaut, und noch hat das Wasser den Damm nicht zernagt. Der Fels hat den Fluß gezwungen, in langem Laufe, dem Ufer des Zürichsees schier parallel, das tief geschnittene, walddreiche Sihltal zu durchströmen, um erst unterhalb der Stadt mit der Limmat sich zu vereinigen. Kein Geringerer war's als der große Goethe, dem diese eigentümliche Ablenkung des Flusses bei der Schindellegi nutzbringende Gedanken im Kopfe weckte. Zweimal kam er auf seinen Reisen in die Schweiz über diesen Ort nach Einsiedeln, im Juli 1775, dann wieder im September 1797, und beidemal stieg er von Richterzwil hinauf. Er schrieb: „Rechts des Fußsteiges ist eine Art von natürlichem Wall, hinter dem die Sihl herfließt, dem ersten Anblicke nach sollte es an einigen Stellen nicht große Mühe und Kosten erfordern, den Hügel mit einem Stol-